

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1912)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Die Bantu-Neger  
**Autor:** Büchler, Max  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092392>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

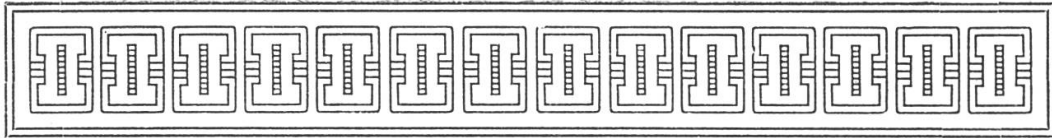
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Die Bantu-Neger.

Dr. jur. MAX BÜCHLER, Zürich.

**D**as Kongobecken bildet das Hinterland von Süd- oder Niederguinea. Es stellt das zweitgrösste Stromsystem der Erde dar, indem es nur von demjenigen des Amazonenstromes übertroffen wird. Sein Flächeninhalt, der nach A. Bludau auf etwa 3,690,000 km<sup>2</sup> veranschlagt werden kann, entspricht also reichlich ganz Mitteleuropa, Italien, Spanien, Frankreich und Grossbritannien. Der Kongostrom, als solcher, kommt in Bezug auf Länge mit seinen 4650 km erst an siebenter Stelle; er ist volle 1400 km kürzer als der Nil, aber zufolge seiner zahlreichen Nebenflüsse bedeutend wasserreicher. Gegen das Nilgebiet hin schiebt sich das Kongobecken zwischen dem 15<sup>o</sup> und 25<sup>o</sup> östlicher Länge von Greenwich bis zum 6<sup>o</sup> nördlicher Breite vor, während es gegen den Sambesi hin etwa bis zum 12<sup>o</sup> südlicher Breite reicht. Seine mittlere Höhe übersteigt im Innern selten 400 m. Es bezieht Wasser aus den Hochplateaus von Ostafrika in 3000 m Seehöhe, vom südlichen Tafelrand aus Höhen zwischen 1200 und 1800 m, während die Wasserscheide im Norden gegen Nil und Shari 500—1000 m, diejenige gegen den Sanaga (Kamerun) etwa 1000 m hoch ist. Namentlich in verkehrstechnischer Hinsicht wichtig ist die Eigentümlichkeit, dass alle Flüsse des Kongobeckens zwischen 5<sup>o</sup> südlicher Breite und 4<sup>o</sup> nördlicher Breite im Westen und zwischen 4<sup>o</sup> südlicher Breite und dem Äquator im Osten für Dampfer schiffbar sind. Zu diesen Wasserstrassen gehört in erster Linie der Kongo selbst von den Stanleyfällen bis abwärts zum Stanley Pool, sodann der Ubangi, Mongala, Itimbiri, Aruwimi, Kasai, Sankuru, Lomami, Lulua und Kuango; ferner zwischen Sankuru und Kongo noch der Lukenje, Busera, Lulongo und Tshuapa; im Osten wiederum der Kongo von den Stanleyfällen bis zu den Katarakten unterhalb Niangwe und weiter oben noch ein Stück des Lualaba bis an die Stromschnellen.

Das Klima des Kongobeckens ist bei seiner geringen Höhe zu beiden Seiten des Äquators warm mit Jahresmittel zwischen 24<sup>o</sup> bis 27<sup>o</sup> C und Niederschlagsmittel von 140—150 cm. Die Unter-

schiede zwischen Tag und Nacht sind besonders in den Randlandschaften oft recht beträchtlich, indem daselbst Temperaturen von  $+ 5^{\circ}$  C nicht selten sind.

An der Meeresküste von Südguinea (Niederguinea) hat man die Jahresmittel von  $23^{\circ}$ — $24^{\circ}$  C berechnet; die jährliche Niederschlagsmenge schwankt hier zwischen 320—500 mm. Regen zu allen Jahreszeiten haben die waldreichen Gebiete von  $4^{\circ}$  südlicher Breite nordwärts. Am unteren Kongo kann man zwei Regenzeiten und zwei Trockenzeiten unterscheiden. Die Landschaften des Innern zwischen  $4^{\circ}$  und  $20^{\circ}$  südlicher Breite und zwischen  $19^{\circ}$  und  $30^{\circ}$  östlicher Länge von Greenwich haben von September bis März ausgesprochene Regenzeit; von April bis August sind sie regenarm.

Die Bedeutung des Regens in kulturgeographischer Hinsicht ist nicht zu unterschätzen. Leo Frobenius hat denn auch mit Recht darauf hingewiesen, dass alle älteren Kulturformen, d. h. ihre Grundlagen, ihre Entwicklung und ihre Ausbreitungsfähigkeit tatsächlich von der Masse der befruchtenden Feuchtigkeit, die die Natur dem Lande gönnt, abhängig ist.

Nennen wir mit A. Supan solche Gebiete, die weniger als 250 mm jährlichen Niederschlag empfangen, regenarm, und solche mit mehr als 1000 mm regenreich, so liegt das Kongobecken ganz im regenreichen Teile Afrikas, dessen grössere Hälfte es bildet.

Am unteren Kongo fällt der erste Regen um den 10. September, der letzte um den 18. Mai. Gegen den Äquator hin schrumpft aber die Trockenzeit allmählich zusammen und tritt in Coquilhatville und Bangala (Nouvelle Anvers) fast gar nicht mehr hervor. An ihr Fehlen knüpft sich die Verbreitung des durch Stanley in etwas überschwänglicher Sprache, durch Graf Götzen und Emin Pascha zutreffender geschilderten grossen, düsteren Äquatorialwaldes des Kongo. Was ihn den Reisenden so unheimlich macht, sind hauptsächlich die düsteren Wolken des regenschweren Himmels und die lange dauernden, oft empfindlich kühlen Morgennebel.

Wie für den Europäer, so ist auch für den echten Neger der Urwald kein freundliches Gebiet. Nur dort, wo der Wald an die Savanne grenzt und breite Lichtungen den düsteren Waldesschatten unterbrechen, legt er seine Pflanzungen an und dringt, die Riesebäume fällend und neue Blössen im Walde schaffend, als Pionier des Ackerbaus tiefer in die ungastliche Zone ein. Aber es gibt doch auch Menschen, die zu diesen Wäldern gehören und in ihrer Dämmerung ihr Dasein fristen: das sind die afrikanischen Zwergvölker,

die im Kongobecken und im Hinterlande von Kamerun und Gabun durch die Waldungen streifen.

Die Dichte der Bevölkerung des Kongobeckens ist sehr ungleich und noch mehr als anderswo durchaus von den klimatischen und den Terrainverhältnissen bedingt. Wasserarme Gebiete sind natürlich bevölkerungsärmer als Gegenden mit reichlichen Niederschlägen. Dichte Urwälder sind weniger stark bevölkert als offene Savannen und Parklandschaften.

Die Zahl der Bewohner des Kongobeckens wird sehr verschieden angegeben. Was den Kongostaat anbelangt, so hat A. J. Wauters im Anschluss an Schätzungen Stanleys eine Bevölkerung von 28 Millionen angenommen, was durchschnittlich 12 Einwohner auf den km<sup>2</sup> ausmachen würde.

Als grösstes und regenreichstes Tiefland Afrikas ist das Kongobecken mehr als nur ein geographischer Begriff. Auch in ethnographischem Sinne stellt es etwas Einheitliches, Geschlossenes dar, ohne sich jedoch irgendwo scharf gegen die Aussenwelt abzugrenzen. Es gehört ganz und gar dem Gebiete der Bantusprachen an und besitzt, wenn wir von den scheuen Zwergvölkchen der dichtesten Waldbezirke absehen, eine echt nigritische Bevölkerung. Die sonst als Volksnahrung überall ausschlaggebende Hirse wird hier im Westen von Banane, Maniok und Mais abgelöst.

Wie es bei einem derart ausgedehnten Gebiete nicht anders zu erwarten ist, sind die dasselbe bewohnenden Bantuvölker in ethnologischer Hinsicht recht verschiedenartig, je nach ihren Sitzen am obersten, oberen oder unteren Laufe des Stromes und seiner Nebenflüsse. Wir wollen uns hier nicht lange bei den einzelnen Stämmen aufhalten, umsomehr als das in Frage kommende ethnographische Material sowohl qualitativ als namentlich auch quantitativ noch sehr zu wünschen übrig lässt.

Die Bantuvölkerfamilie ist nicht nur im Kongobecken, sondern in der ganzen südlichen Hälfte Afrikas bei weitem die dominierende. Der Name A-bantu oder Bantu hat vor dem trivialen Namen „Kaffern“ und anderen Benennungen, die keinen allgemeinen Anklang gefunden haben, den Vorzug, von den Eingeborenen selbst angewendet zu werden. Das Wort bedeutet allerdings nur „Leute“, „Menschen“, aber solche ihrer eigenen Natur; die weissen Menschen werden anders genannt.

In allen Bantusprachen findet sich dasselbe Wort für Mensch. Es lautet: *umuntu*, Mehrzahl *abantu*, ganz im Süden bei den Kaffern;

*untu*, *wantu*, bei den Wapokomo am Tanafluss gegen Abessinien hin; *omundu*, *owandu*, im Südwesten des Gebietes bei den Herero; *moto*, *bato*, im Nordwesten bei den Duala in Kamerun. In den zwischen diesen vier Ecken liegenden Sprachgebieten lautet dasselbe Wort fast jedesmal etwas anders: *mtu*, *untu*, *mutu*, *mundu*, *munu* . . .

Geschmacksempfindungen, wie süß, sauer, bitter, müssen durch ein und dasselbe Adjektiv, welches etwa würzig bedeutet, umschrieben werden und heisst dann würzig wie Zuckerrohr, würzig wie Salz, u. a. m. Ebenso ist es mit den Farben, für die bloss drei eigene Ausdrücke existieren, nämlich schwarz, welches zugleich auch blau; weiss, welches zugleich auch gelb, überhaupt hellglänzend ausdrückt, und rot. Daraus geht aber keineswegs hervor, dass die Neger für verschiedene Farben minder empfänglich wären als wir. Abgesehen von der Unterscheidung der Einzahl und der Mehrzahl, gibt es keine eigentliche Deklination, wenn man nicht die allgemeine Abhängigkeitspartikel „a“, welche vorzugsweise unserer Genetivform entspricht und am besten mit „von“ wiedergegeben ist, als Andeutung einer solchen betrachten will.

Die Frage wird durch den Tonfall ausgedrückt und ändert nichts an der Wortstellung. Es gibt da keine Umdrehung wie bei uns. Der grossen, oft unbehilflich werdenden Einfachheit der Ausdrucksweise entsprechend, fehlen alle komplizierteren Wendungen. Dieser Einfachheit entspricht andererseits eine grosse Regelmässigkeit und Konsequenz. Während bei uns die Ausnahmen oft so überwiegen, dass die Regeln kaum mehr zu erkennen sind, ist dort das Umgekehrte der Fall, was die Analyse ungemein erleichtert und genussreich macht.

Wie bereits betont, zeigen die Wortwurzeln, selbst in weit von einander entfernten Gegenden des Bantusprachgebietes, grosse Übereinstimmung, die den Reisenden schon früh auffiel. Der Regen heisst z. B. in verschiedenen Kongodialekten *mfula*, im Innern Deutsch-Ostafrikas *mbula*, in Mozambique *pula*, in Lourenço-Marquez *fula*, am Kap Delgado *moula*, in der Hererosprache *ombura*; das Brennholz im Suaheli *kuni*, im Herero *orukune*, am Ogowe *ogoni*.

Es gibt Hunderte von Bantusprachen auf dem ungeheuren zusammenhängenden Gebiet, das grösser ist als ganz Europa. Doch kann, bei Gleichheit der Hauptgrundzüge ihres Baues, jede derselben von ihren Nachbarn so verschieden sein, wie Deutsch und Holländisch oder Schwedisch. Die gleichen Wörter können schon in der nächsten Sprache einen andern Sinn haben. Lieben heisst auf Zulu *tanda*, auf Kongo *tonda*, auf Duala *tondo*, am Nyassasee *konda*, auf

Suaheli *penda*; letzteres heisst am Nyassa die Windrichtung prüfen, und *tanda* heisst auf Herero drohen.

In Bezug auf die Unterschiede innerhalb der Bantusprachen scheint allgemein zu gelten, was Max Buchner von den ihm zu Gehör gekommenen Sprachen in Angola und dem Lundareich sagt: „Ob diese Mundarten als eigene Sprachen oder bloss als Dialekte ein und derselben Sprache aufzufassen sind, ist unwichtig und hängt von der schwankenden Definition jener beiden Begriffe ab. Soll ein Vergleich mit europäischen Unterschieden gewahrt werden, so möchte ich behaupten, dass die beiden mir etwas genauer bekannten Extreme, Angola und Lunda, sich nicht mehr von einander unterscheiden als Holländisch und Hochdeutsch. Kioko, Shinsh und wahrscheinlich auch Minungo sind fast identisch. Zwischen Angola, Bondo und Songo, sowie zwischen Bangala, Bondo und Songo bestehen an den Grenzen allseits Übergänge, weil diese Stämme sich schon seit langem nachbarlich berühren. Kioko und Lunda sind scharf von einander geschieden, obgleich die Dörfer der beiden Stämme bunt durcheinander liegen. Hier spricht man Lunda, dort — vielleicht nur 1 km entfernt — Kioko. Die Kioko, als fremde Eindringlinge aus dem Süden, wohnen eben erst wenige Jahre auf Lundaboden.“

Über alle diese zahlreichen kleinen Sonderzweige, deren Mannigfaltigkeit in ihrer Art nicht minder bezeichnend ist, bleibt — nach den Worten desselben Forschers — eine „überraschende Ähnlichkeit“ das viel tiefer gehende Merkmal. Und dieses Merkmal wird auch durch grosse Kulturunterschiede und räumliche Entfernungen nicht aufgehoben. Die Damara oder Herero sind arme Viehzüchter in Südwestafrika, die Banabya behäbige Ackerbauer im Zentralgebiet des Sambesi und die Makalaka endlich ein Mittelding von Hirten und Ackerbauern.

Die grosse Übereinstimmung der Bantusprachen lässt darauf schliessen, dass diese Völker früher näher als jetzt bei einander gewohnt haben. Ihr Verbreitungszentrum ist eher im Osten als im Westen, am wahrscheinlichsten in der Seenregion und deren Umgebung zu suchen. An der Wasserscheide zwischen dem Kongo und dem Shari treffen wir bereits auf Sudanneger, während der Nordosten zum Bereiche der Niam-Niam und Mangbatugruppe, also der nordostafrikanischen Mischvölker, gehört

Sir Harry H. Johnston äussert sich im Artikel in der *Encyclopaedia Britannica* besonders einlässlich über Herkunft und Alter der Bantusprachen. Mit Recht; denn die Lösung dieser beiden Pro-

bleme wäre geeignet, bedeutsames Licht in die dunkle Geschichte Innerafrikas zu bringen. Johnston ist geneigt, die Ursitze des Bantuvolkes im Gebiete des oberen Ubangi und der Nilquellen zu suchen. Er nimmt an, dass die Wanderbewegungen — wenigstens diejenigen in die südlich vom Äquator gelegenen Gegenden — nicht mehr als 2100 Jahre zurückliegen.

Die grosse Zahl der Bantudialekte ist natürlich für die in diesen Gebieten als Missionare, Beamte oder Kaufleute tätigen Weissen äusserst unangenehm und hinderlich. Würden wir Weissen über das durchschnittliche Gedächtnis und das Sprachtalent der Schwarzen verfügen, so wäre die Sache nicht halb so schlimm, denn ich habe persönlich konstatiert, dass fast alle Neger, die beruflich veranlasst sind, von einer Gegend in die andere zu ziehen, Soldaten, aber auch Handwerker und Dienstboten, in unglaublich kurzer Zeit sich jeweilen die Kenntnis der in Betracht kommenden Dialekte aneignen. Demgegenüber habe ich auch wieder Gelegenheit gehabt, zu konstatieren, dass gerade Vertreter unserer gebildeten Kreise: Mediziner, Juristen, Ingenieure, Offiziere, es nach mehr als einjährigem Aufenthalt einfach nicht zustande brachten, sich im Dialekt ihrer afrikanischen Residenz anders als in der allerprimitivsten Weise auszudrücken. So haben sich schliesslich Weisse und Schwarze wohl oder übel dahin geeinigt, sogenannte Verkehrssprachen (*langues commerciales*) zu schaffen, die von französischen, portugiesischen und englischen Fremdwörtern wimmeln und bei denen von grammatikalischer Korrektheit natürlich keine Rede mehr ist. Die bekannteste und wichtigste dieser kongolesischen Verkehrssprachen ist der Bangala- oder Lingaladialekt, der auch als Bulamatadisprache bezeichnet zu werden pflegt und dessen Geltungsgebiet vom Stanley Pool bis nach Stanleyville hinaufreicht. Den Ausbau dieses kongolesischen Esperanto haben insbesondere die protestantischen Missionare in Angriff genommen. Bereits ist in der Missionsdruckerei zu Bolobo ein verdienstvoller „*Essai de Grammaire Bangala*“ herausgekommen und ein ausführliches Wörterbuch ist seit 1911 in Bearbeitung.

Eine andere mittelafrikanische *lingua franca*, die zwar nur für den äussersten Osten des belgischen Kongogebietes in Betracht kommt, ist das Suaheli, die Sprache der Wa-Suaheli, die allerdings stark mit arabischen Worten durchsetzt ist.

Von den nicht im Kongogebiet vorkommenden Bantudialekten ist namentlich das Pedi (Sepeli) erwähnenswert. Es ist dies die Sprache der Bapedi, eines Stammes der Basuto in Transvaal. Dieser

Dialekt ist durch die Bemühungen der Berliner Evangelischen Mission zur Schriftsprache erhoben worden. Nach Carl Meinhofs Ansicht enthält das Pedi zwar nicht die originären Laute des „Urbantu“, aber es hat, wie kein anderer Bantudialekt, bis heute einzelne charakteristische Lautbildungen unterschieden.

Wenn in den folgenden Ausführungen statt von Bantunegern kurzweg nur von Negern die Rede ist, so geschieht dies deshalb, weil in kolonialwirtschaftlicher Hinsicht ein Unterschied zwischen den Bantunegern und den sonstigen Negern schlechterdings nicht gemacht werden kann. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass die Schwarzen noch viel weniger als wir Weissen ein einheitliches Beobachtungsmaterial bilden. Trotz unserer individuellen Unterschiedlichkeit lassen sich für uns Weisse wenigstens insofern gewisse, fast allgemein gültige Regeln aufstellen, als wir schon seit Generationen zufolge der christlich-humanistischen Kultur und der kapitalistischen Gesellschaftsordnung so ziemlich homogen organisiert sind. In ganz Europa und Amerika herrscht ein fast gleichförmiges Recht und auch unsere konventionellen Moralbegriffe sind nicht sehr verschieden.

Die innerafrikanischen Neger aber haben keine Gesellschaftsordnung, kein Recht und keine Moral in unserem Sinne. Früher bestanden in mehreren Teilen Mittelafrikas Negerstaaten, die notwendigerweise eine gewisse Einheit und Gleichförmigkeit aufwiesen. Wo immer wir Europäer vordrangen, da zerfielen diese Staaten, teils weil wir sie eroberten, teils weil unsere blosse Anwesenheit oder Nähe genügte, um die Autorität der eingeborenen Fürsten zu erschüttern. Wenn wir heute noch von Negerorganisationen sprechen wollen, so kann es sich nur um kommunale, mancherorts auch regionale Gemeinschaften handeln. So borniert und konservativ auch im allgemeinen der innerafrikanische Neger heutzutage noch ist, so ist doch nicht zu leugnen, dass er sich gerade jetzt in einem Übergangsstadium befindet. Der Kontakt mit uns Europäern, und noch vielmehr derjenige mit den arabischen Sansibariten, macht sich auf der ganzen Linie geltend.

Bei Berücksichtigung aller dieser Umstände kann es uns denn nicht wundern, dass es nachgerade ausserordentlich schwer, wenn nicht geradezu unmöglich geworden ist, über den „Neger“ in kurzen Worten klar und objektiv zu berichten. Trotzdem wollen wir im Folgenden versuchen, aus der Fülle des vorhandenen Materials und gestützt auf eigene Beobachtungen, einige möglichst zuverlässige

Angaben über die geistigen Eigentümlichkeiten, die Kulturstellung, sowie auch über die äussere Erscheinung und über die Kulturfähigkeit (in kapitalistischem Sinne) der Neger im allgemeinen und der Bantuneger im besonderen zu machen.

Sievers-Hahn teilt die mittelafrikanischen Neger in kleinwüchsige Jägervölker, Hirten (als Herrscher über Ackerbauer), gleichzeitige Ackerbauer und Viehzüchter und reine Ackerbauer ein. Dabei wird betont, dass nur ein sehr kleiner Teil als reine Jägervölker bezeichnet werden dürfe. Der ganze Rest treibe entweder Hackbau oder Viehwirtschaft oder beides zusammen. Der eigentliche Ackerbau berühre die Negerländer wenig und herrsche eigentlich erst in dem von Europäern besiedelten Südafrika.

Eine besondere Auffassung vertritt Leo Frobenius in seinen originellen Schriften „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen“ (1898) und „Geographische Kulturkunde. Erster Teil: Afrika“ (1904). Frobenius findet im Kongogebiet eine ausgesprochen konzentrische Schichtung afrikanischen Volkstums. Die Kultur der kongolesischen Bantuvölker bezeichnet er kurzerhand als die westafrikanische und zwar hält er sie für eine malaio-nigritische, welche letztere Ansicht allerdings von seinen Fachgenossen, zumal von B. Ankermann und früher schon von Heinrich Schurtz, nicht geteilt wird.

Das Gebiet der „westafrikanischen“ Kultur deckt sich, wie gesagt, so ziemlich mit dem geographischen Begriff des Kongobeckens. Eines seiner ethnologischen Hauptmerkmale ist die rechteckige Hütte mit Giebedach, während wir sonst im ganzen übrigen Afrika, soweit es von Negern bewohnt ist, Rundbauten vorfinden.

Spezifisch westafrikanisch ist sodann die Holztrommel, während die Beschneidung, die Zahnfeilung und das Ausbrechen von Zähnen auch anderwärts heimisch sind. Die geschlossene Kultur des Kongolandes drückt sich am deutlichsten in der Verbreitung der Palmfaser und Grasstoffe aus, die in den meisten anderen Gebieten Afrikas unbekannt sind. Diese Kunst fehlt sonst vollständig an der Westküste und findet sich auch in Ostafrika nur oasenhaft; allgemein geübt wird sie dagegen im malaiischen Madagaskar.

Weniger anmutend ist die Tatsache, dass wir im innern Kongogebiet den Kannibalismus in den widerlichsten Formen verbreitet finden. Von manchen Stämmen werden die Toten des eigenen Stammes verzehrt, von anderen die erschlagenen Feinde; ja es finden sich beide Scheusslichkeiten vereinigt. Die mächtige Entwicklung dieser Unsitte beweist so recht die Abgeschlossenheit des

Gebietes, in das kaum der schwächste Nachhall jener geistigen Bewegung gedrungen zu sein scheint, die der übrigen Menschheit reinere Ideale und selbstlose Ziele vor Augen geführt hat.

Was die angetönten „westafrikanischen“ Kulturschichtungen anbelangt, so unterscheidet sich die Auffassung von Frobenius von der üblichen (Sievers-Hahn S. 115) in der Hauptsache dadurch, dass er zwischen das primitive Jägertum und das von Ed. Hahn treffend als „Hackbauerntum“ gekennzeichnete das ältere Gartenbauerntum einfügt.

Es kann nicht genug auf die hohe Bedeutung ethnographischer Forschungen hingewiesen werden. Wie jede andere Wissenschaft, so hat auch die Völkerkunde zunächst einen inneren Wert, der von dem materiellen Nutzen, den sie bringen kann, völlig unabhängig ist; aber auch dieser selbst ist durchaus nicht gering zu schätzen. Politische Erfolge können stets und überall nur auf Grundlage ethnographischer Kenntnisse erwartet und erreicht werden, und die Unkenntnis der ethnographischen Verhältnisse hat oft genug zu grossen Verlusten an Geld und Menschenleben geführt. Was speziell das Kongobecken anbelangt, so haben schon die älteren Forschungen von Johnston, Wissmann, Arnot, Bateman, Junker, Wolf und Grenfell gezeigt, dass wenigstens einzelne der Völkerschaften Zentralafrikas ein geradezu erstklassiges Negermaterial bilden, das zu grossen Hoffnungen für die zukünftige Entwicklung Innerafrikas berechtigt.

Es war naheliegend, anzunehmen, dass der sprachlichen Besonderheit der Bantuvölker auch physische Unterschiede von den übrigen Negern entsprechen. Schon Theodor Waitz hat aber in seiner Schrift: „Die Negervölker und ihre Verwandten ethnographisch und kulturhistorisch dargestellt“ (Leipzig 1860, S. 375) darauf aufmerksam gemacht, dass die Kongovölker, wie er die westlichen Glieder der südafrikanischen Familie bezeichnet, den eigentlichen oder wahren Negern weit näher stehen als die übrigen Südafrikaner.

Seit der fast allzu universale Engländer John Lubbock (seit 1899 Lord Avebury) in seinem nicht weniger als sechsmal aufgelegten Werk: „Prehistoric times, as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages“ (1865) die Psyche der „Wilden“ und damit insbesondere der Neger der des Kindes gleichgestellt hat, hat man sich in Theorie und Praxis die Sache mit diesem Schlagwort leicht gemacht. Gewiss kennzeichnet sich der Charakter aller Primitiven durch vorherrschende Rezeptivität einerseits und nur momentan aber heftig wirkende Spontaneität andererseits. Schon James Cook meinte: „Es ist nicht auffallend, dass die

Sorgen der Naturmenschen rasch verfliegen und dass ihre Leidenschaften sich plötzlich und gewaltsam äussern. Es ist ihnen nie gelehrt worden, ihre Empfindungen zu verhüllen oder zu unterdrücken und da sie keine Denkweise haben, die ihnen beständig die Vergangenheit zurückruft und sie die Zukunft ahnen lässt, so werden sie auch durch jeden Wechsel der dahineilenden Stunde berührt und reflektieren die Farbe der Zeit, so oft sie sich auch verändern mag.“ Deshalb ist es aber doch nicht richtig, vom Neger immer als einem „Kinde“ zu sprechen, das, noch im Zustande der Entwicklung begriffen, der „Erziehung“ bedarf. Ratzel sagt in seiner „Völkerkunde“, dass ein Unterschied bestehe zwischen der rasch reifenden Unreife des Kindes und der geringen Gereiftheit des in manchen Beziehungen stehen gebliebenen und stille stehenden „Erwachsenen“, mit welchem letzterem er die Naturvölker vergleicht. Der Neger, der geschlechtsreif ist und eine Familie zu gründen vermag, kann nicht mehr als Kind betrachtet werden, das erzogen werden muss.

Äusserlichkeiten, namentlich eitler Prunk, verfehlen nie, auf das Gemüt des Negers einen tiefen Eindruck zu machen. Er legt daher gegenüber einem jeden, der ihm in dieser Richtung zu imponieren versteht, eine grosse Unterwürfigkeit an den Tag. Andererseits aber verleiten ihn sein Hang zur Prahlerei und sein der persönlichen Eitelkeit entsprungener Stolz gegen Gleich- oder Tieferstehende zu dem anmassendsten Betragen. Jeder Neger glaubt ein Recht darauf zu haben, von anderen sich bedienen zu lassen. Ein Junge, der nur um einen Zoll grösser ist als der andere, glaubt diesen deswegen kommandieren zu müssen.

Der Neger pflegt gleichsam in den Tag hinein zu leben und weder über die Zukunft, noch über die Vergangenheit stark nachzudenken. Von irgend welcher Beständigkeit, von irgend einem zähen Festhalten an etwas, das als wünschenswert oder vorteilhaft erachtet wird, ist bei diesen Leuten wenig zu verspüren. Darin sind alle Beobachter einig. Paul Reichard steht nicht an, zu behaupten, dass der Mittelafrikaner nur in zwei Punkten unwandelbar sei, in seiner Habsucht und in seiner Vorliebe für das weibliche Geschlecht. Auch mir ist im Verlaufe meiner Beamtentätigkeit im Kasaigebiet dieser letztere Punkt aufgefallen. In Lusambo hatte ich u. a. die Oberaufsicht über ein grösseres Gefängnis, das manchmal bis 200 Insassen, teils Verurteilte, teils Untersuchungsgefangene, aufwies. Selbstverständlich habe ich es mir angelegen sein lassen, das Los dieser Gefangenen so human als es die Verhältnisse erlaubten, zu

gestalten. Von Anfang an musste ich konstatieren, dass namentlich diejenigen Schwarzen, die direkt aus ihren heimatlichen Dörfern kamen, in kürzester Zeit krank und kränker wurden. Ich schickte sie zum Regierungsarzt, der keine akute Krankheit herausfand. Darauf nahm ich mir die Einzelnen vor und fragte, ob die Rationen ungenügend oder ungewohnt seien, kurz, woher es komme, dass die meisten so sichtlich dahinsiechten. In der Regel wurde mir die Antwort zuteil: „Sofern wir unsere Frauen nicht haben, müssen wir zugrunde gehen!“

Einen der besten Prüfsteine für die jeweilige Kultur irgend einer menschlichen Gesellschaft bildet die Stellung, die das Weib in ihr einnimmt. Bei den Negern ist die Frau fast ausnahmslos die Arbeiterin und Sklavin des Mannes. Diesem Umstand ist es wohl eben so sehr als der physischen Konstitution und dem Klima zuzuschreiben, dass die Negerin — trotz der durchschnittlich geringen Geburtenzahl — ausserordentlich früh altert.

Es ist durchaus kein Zufall, dass sich die Institution der Polygamie hauptsächlich in den tropischen Gebieten entwickelt und erhalten hat. Zumal Afrika, soweit es von den Negern bewohnt ist, ist dafür bekannt, dass dort das Weib sehr früh heiratsfähig wird, aber auch sehr schnell verblüht, während der Mann viel länger frisch bleibt, um so mehr, als er von jeher die Gepflogenheit hatte, alle nicht seinen Neigungen entsprechenden Arbeiten auf die Frauen abzuwälzen.

Ausser dem raschen Verblühtsein und der Arbeitswilligkeit der Negerfrauen ist es noch ein anderes Moment, das die innerafrikanische Polygamie in hohem Masse bedingt und zwar ist es ein kongolesischer Kolonialbeamter, der jüngst im *Bulletin de la Société royale belge de géographie* diesen Umstand besonders hervorgehoben hat. Ch. Delhaise erachtet geradezu als Hauptgrund der Polygamie in dem von ihm beobachteten Gebiet „la croyance stupide des femmes à la mort inévitable de leur enfant, si elles ont des relations avec l'homme pendant la grossesse et pendant tout le temps de l'allaitement, c'est à dire au total environ trois ans et demi“. Bei der Rolle, die der Geschlechtstrieb im Dasein der Neger spielt, liegt in diesem Aberglauben das grösste Hindernis zur Abschaffung der Polygamie.

Wissmann sagt: „Bei allen Stämmen war die Vielweiberei eingebürgert. Jeder Mann hat das Bestreben, sich so viele Frauen zu erwerben als möglich. Eine zahlreiche Familie sichert ihm eine einflussreiche Stellung unter seinen Stammesgenossen. — Je mehr Kinder

eine Frau hat, um so teurer ist sie daher ihrem Gatten. Die als Sklavinnen gekauften Frauen haben nicht die gleiche Stellung wie die eingeborenen. Sie können unter anderem beliebig verhandelt werden, letztere jedoch nicht. Übrigens lassen weder die einen noch die anderen sich von dem Gatten etwa als willenlose Werkzeuge behandeln, sondern bewahren sich stets eine gewisse Selbständigkeit, ja man möchte fast glauben, dass die Behandlung und Stellung der Frauen vielfach eine bessere ist, als in der Zivilisation. Man hört z. B. nie davon, dass Frauen oder Kinder körperlich misshandelt wurden, wohl aber kam es vor, dass einige unserer Leute bedenklich unter der Herrschaft ihrer als Sklavinnen gekauften Frauen standen und von denselben sogar geprügelt wurden, ohne sich zur Wehr zu setzen. — Tritt der Fall ein, dass der Gemahl einer seiner Frauen überdrüssig wird, so schickt er sie an ihren Vater oder Onkel mütterlicherseits zurück. Dieser sieht das nicht ungern, denn er hat von neuem Aussicht, mit seiner Schutzbefohlenen ein gutes Geschäft zu machen. Jedoch muss in diesem Falle und auch wenn der Gatte gestorben ist, die freie Wahl der Frau bei der Wiederverheiratung berücksichtigt werden.“

Es erübrigt sich, in diesem Zusammenhang noch auf die afrikanische Sitte des Frauenkaufes zu sprechen zu kommen, zumal darüber meistens ganz falsche Ansichten verbreitet sind. Beim „Kauf“ im technischen Sinne des Wortes handelt es sich bekanntlich um einen unbeschränkten Eigentumsübergang. Nicht so beim „Heiratskauf“ der Neger, der vielmehr eine Garantieleistung darstellt. Dies geht mit aller Deutlichkeit daraus hervor, dass die Negerfrau ihren „Käufer“ jederzeit verlassen kann, sofern ihre Sippschaft dem Ehemann den „Kaufpreis“ zurückgibt. Dementsprechend sind auch die Bestimmungen des Erbrechtes bei den meisten Negerstämmen. Danach geht nämlich die Witwe ipso jure auf den Bruder des Verstorbenen über. Ist sie damit nicht einverstanden, so kann sie zu ihrer Sippschaft zurückkehren, sofern letztere dem Erben die seinerzeit von dem Verstorbenen entrichtete Garantieleistung zurückerstattet.

Was dem Beobachter der innerafrikanischen Polygamie in erster Linie auffällt, ist der damit parallel gehende, ausserordentlich dürftige Bevölkerungszuwachs. Einzelne Forscher haben sogar eine effektive Bevölkerungsabnahme konstatiert. Nach einer Statistik, die Ch. Delhaise im Distrikt der Stanley-Falls aufgenommen hat, sind von 100 Todesfällen bei Negerkindern zuzuschreiben 41,67 % Krank-

heiten der Atmungsorgane, 26,85 % Krankheiten der Verdauungsorgane und 14,81 % sind Totgeburten. Diese erschreckenden Prozentsätze wundern allerdings denjenigen nicht, der eine zeitlang aufmerksam das Leben und Treiben der innerafrikanischen Mütter beobachtet hat. Die Durchschnittsnegerin ist heute noch derart borniert und abergläubisch, dass es einen vielmehr fast wundernimmt, dass die Kindersterblichkeit nicht noch viel grösser ist. Was uns schon die Missionare aus dem 17. und 18. Jahrhundert berichten, ist heute noch allgemeine Gepflogenheit: das neugeborene Kind wird in der Regel ohne weiteres in kaltem Wasser gebadet! Von einem Einhüllen des Kindes, von Schutz gegen Nässe, Kälte oder Sonnenstrahlen keine Spur. Wohl aber wird sein ganzer Körper mit giftigem Öl eingeschmiert und derart die so notwendige Wirksamkeit der Poren unterbunden. Kaum ein paar Tage alt, wird das arme Geschöpf mit dickem unverdaulichem Brei gestopft. In all diesen Punkten wird es nicht besser werden, bis die staatliche Verwaltung in ihren Spitälern, deren ja jeder Bezirk eines oder mehrere aufweist, Hebammen ausgebildet haben wird.

Das erste Lebensjahr verfliesst dem kleinen Negerkind in innigster Gemeinschaft mit der Mutter. Sie und ihr Neugeborenes zeigen sich schon nach einem Wochenbett von nur wenigen Tagen auf einem ersten Ausgang den Dorfgenossen, die, nicht anders wie bei uns, den neuen kleinen Weltbürger gebührend bewundern. Wie ein Klümpchen Unglück hockt es in dem bunten Tuch, das den Oberkörper der Mutter umschliesst — wenigstens in allen denjenigen Gegenden Mittelafrikas, die in direktem Tauschverkehr mit den Weissen stehen. Meist hängt der Sack für die Aufnahme des Kindes auf dem Rücken, fast ebenso häufig aber schwenkt die Mutter Sack und Baby auf eine der Hüften herüber. Naht sodann die Zeit der Nahrungsaufnahme für das Kind, so werden beide nach vorn befördert. Dass diese Art der Kinderwartung für Mutter und Kind die grössten Unannehmlichkeiten hat, springt in die Augen. Im Verhältnis zu den in Mittelafrika üblichen Arbeitslöhnen ist der Preis der Baumwolltücher ein sehr beträchtlicher. In der Regel ist daher kein Ersatz vorhanden und damit auch kein Wechsel der Wäsche bei Mutter und Kind. Kein Trockenlegen, kein Einpudern, keine Windel, kein regelmässiges Baden in lauem Wasser von den Tagen des Wochenbettes ab, keine Hygiene des Mundes. Dafür wundgefressene Körperstellen bei fast jedem Kinde, besonders in den Gelenkbeugen und der Analfalte; verheilende Schorfe, wo trotz

der Vernachlässigung des Körpers die Natur den Sieg davonträgt; ziemlich allgemein tränende, trübe Augen infolge der ewigen Fliegen-attacken, vereinzelt schliesslich Schwämme und Pilze in so furchtbarem Masse, dass sie den Unglückswürmern direkt aus Nase und Mund herausquellen!

Es ist einleuchtend, dass wir über das Gefühlsleben der Neger ganz unzureichend orientiert sind. Abgesehen von den oben erörterten Vergleichungsschwierigkeiten sind diese Leute so ganz anders als wir, ihr Milieu ist uns und das unsrige ihnen so fremd, dass es offenbar noch eines gegenseitigen Kontaktes von mehreren Generationen bedarf, bis wir und sie darüber Klarheit haben werden. Inzwischen werden die christlichen Missionen und die wirtschaftlichen Umgestaltungen das ihrige dazu beitragen, dass die heute noch bestehende Kluft mehr und mehr verschwindet und zwar natürlich in dem Sinne, dass die Neger sich unserer Mentalität nähern.

Bis anhin haben die Afrikareisenden fast samt und sonders behauptet, dass, gleich wie von keinem Familienleben, auch von keinem Liebesleben in unserem Sinne bei den mittelafrikanischen Negern die Rede sei. Die allgemeine Auffassung ging — und geht — dahin, dass die Negerinnen notgedrungen äusserst servil seien gegenüber ihrem Herrn und Meister.

Ich glaube nicht, dass wir Weissen ohne weiteres so verallgemeinern dürfen. Selbst bei unserer vielgerühmten Hochkultur ist ja das Liebes- und Eheleben durchaus nicht immer nach Schillers Lied von der Glocke gestimmt. Und sodann haben wir auch andere Zeugnisse aus Innerafrika. So erwähnt beispielsweise der Missionar Bruno Gutmann aus Masama folgendes: „Am Kreuzweg sah ich einmal zwei, die hielten sich an beiden Händen und hatten sich vor dem kurzen Abschied noch so viel zu sagen. Jeder Teil will des anderen Liebe ganz allein besitzen. Daher fordern sie sich gegenseitig zu Liebesproben heraus. Ein Beispiel: Das Mädchen spricht zu seinem Liebhaber: „Wenn Du mich wirklich liebst, dann iss diese Schnecke!“ Und der Bursche überwindet allen Abscheu und tut es. Oder sie treffen eine Verabredung über den Tod hinaus und sagen: „Wer von uns zuerst stirbt, der kommt und holt den anderen ins Totenreich nach!“ Wenn der oder die Verlobte stirbt, steigert sich diese Liebe manchmal bis zur Raserei.“

Möglichst bald und gut verheiratet zu sein, scheint auch Ziel und Streben jedes Negermädchens von Jugend an zu sein. In verschiedenen Spielen schon der kleinen Mädchen kommt dies zum

Ausdruck. Hören wir hierüber wiederum unseren Gewährsmann Bruno Gutmann: „In einem Spiele werden die einzelnen Heiratskandidaten aufgezählt. Die freudigste Zustimmung findet der Häuptlingssohn; der Arme wird am kräftigsten abgewiesen. Sagen die Mädchen doch geradezu: Möge ich eher sterben als einen Armen heiraten. Armut gilt ihnen eben als grösste Schande, weil sie zu harter Arbeit zwingt und Dummheit ist ihnen ärger als Bosheit.“

Die Zurückgebliebenheit, die wir beim Neger in bezug auf die Familie, das Fundament jeder höheren Kultur, konstatiert haben, äussert sich natürlich auch im sonstigen Kulturleben der Eingeborenen Mittelafrikas. Die lockeren Familienbände bedingen eine lockere Erziehung und dieser Erziehungsmangel ruft notwendigerweise einem Energiemangel. Die von keinem Vater, keinem Schulmeister, keinem Korporal, keinem Ehrgeiz, selten von der Liebe, nur ausnahmsweise vom struggle for life angetriebenen Neger lassen sich selbstverständlich gehen. Dieser Energiemangel hat andererseits eine gewisse Gutmütigkeit zur Folge. Wenigstens dem Stammesgenossen gegenüber, den er bezeichnenderweise meistens als Bruder anspricht, zeigt der Neger in der Regel eine offene Hand und ein offenes Herz. Er teilt alles, was er hat, mit ihm, in der Voraussetzung, dass dieser auch dasselbe tun werde. Nun ist der Kommunismus unstreitbar ein hohes Kulturideal, aber selbstverständlich nur bei ethisch hochstehenden Individuen, nicht aber beim apathischen Neger. Der muss, wie wir Weissen, offenbar auch zuerst durch die freilich harte, manchmal allzuharte Schule des Kapitalismus. So lange der Neger nicht durch Gewöhnung an regelmässige Arbeit und Freude am Erwerb vor der Not geschützt ist, die als unausbleibliche Folge der schlechten Wirtschaft einzutreten pflegt, ist an ein Gewinnen desselben für unsere Kultur nicht zu denken.

Eine Folge dieser wunderbaren Anschauung über Erwerb und Besitz ist es, dass der Neger, wenn er einen Gegenstand besitzt, den er vorzüglich liebt, denselben den Augen seiner Genossen argwöhnisch zu entziehen sucht, damit er ja nicht von ihnen beansprucht werde. Solche Gegenstände werden in der Regel vergraben und mit Argusaugen behütet. Es entwickelt sich so neben der grössten Freigebigkeit ein schmutziger, lächerlicher Geiz, der stets nur auf das Täuschen der Genossen bedacht ist. Zu diesem gegenseitigen Misstrauen gesellt sich ein uns unbegreiflicher Hang zum Lügen. Als dritte Eigenschaft in diesem schönen Bunde bildet die Unzuverlässigkeit einen Hauptcharakterzug.

Das Leben des Negers besteht in seiner Heimat in einem steten Kampfe aller gegen alle. Rechtssicherheit ist kaum vorhanden. Der Begriff von guten und bösen, von erlaubten und unerlaubten Handlungen leitet sich dort nicht von sittlichen Anschauungen, die allen als Richtschnur für das Handeln und Beurteilen anderer dienen, ab. Ausschlaggebend ist vielmehr die für den einzelnen sich ergebende Nützlichkeit oder Schädlichkeit der in Betracht kommenden Tat. Die Allgemeinheit spielt im Wirtschafts- und Kulturleben der Neger eine sehr geringe Rolle. Auch Gesellschaftsklassen, Stände oder gar Nationen — vom Rassenbewusstsein gar nicht zu sprechen — kommen in Zentralafrika nicht vor. Ein Stammesgefühl ist allerdings vorhanden, manchmal sogar sehr ausgeprägt.

Der vorwiegend rezeptiven Grundlage des Gemütes entspricht die geistige Begabung des Negers. Im allgemeinen sind alle jene Geistesgaben, bei deren Betätigung es vor allem auf Nachahmung ankommt, beim Neger gut entwickelt, während er in betreff jener Geistesfähigkeiten, wo ein selbständiges Denken erfordert wird, auf einer niederen Stufe steht. Dementsprechend ist der (junge) Neger als Dienstbote, Handlanger, Soldat und in ähnlichen Stellungen, wo er stets angeleitet und überwacht wird, geradezu unübertrefflich. Wie schwerfällig, hilflos, unfähig erscheint uns ein Bauernjunge, der zum erstenmal in die Stadt kommt, oder eine Landpomeranze beim ersten Eintritt in den städtischen Dienst! Wie ganz anders benimmt sich dagegen ein Negerjunge, der direkt aus dem Busch in den Dienst des Weissen tritt! Trotzdem die neue Welt für ihn viel fremdartiger ist, benimmt er sich im allgemeinen recht bald äusserst gewandt und geschickt.

Das Negerkind ist in den ersten Jahren seiner Entwicklung, wo es ausschliesslich aufs Aufnehmen von Kenntnissen ankommt, in der Regel dem weissen Kinde überlegen; es bleibt aber in der Periode der Pubertät, wo die selbständige Verarbeitung der aufgenommenen Kenntnisse und Erfahrungen beginnt, stehen, während das weisse Kind stetig fortschreitet. Hiermit in Übereinstimmung steht auch die oft gemachte Wahrnehmung, dass der Neger gleich dem Kinde mit einem eminenten Gedächtnis begabt ist und z. B. sehr leicht fremde Sprachen, oft mehrere zu gleicher Zeit, zu erlernen imstande ist. Schon R. Buchholz hat zu einer Zeit, da sich die Kultivation Westafrikas noch im Anfangsstadium befand, darauf aufmerksam gemacht, dass unter den Gabunnegern Leute, welche neben einer Anzahl einheimischer Sprachen noch französisch, englisch

und portugiesisch sprechen, nicht selten seien. Im unteren Kongogebiet spricht denn auch heutzutage sozusagen jeder Neger, der in ständigem Verkehr mit den Weissen steht, neben den gebräuchlichsten Bantudialekten französisch und portugiesisch. Des Französischen kundige Neger trifft man in jeder, auch der entlegensten Station des so ausgedehnten Kongostaates.

Nicht minder hervorzuheben als das Gedächtnis ist die Redegewandtheit der Neger, die man besonders in den so häufigen Versammlungen anzuerkennen Gelegenheit hat. Hierin könnte höchstens der Südeuropäer mit ihm konkurrieren. Fast jeder ist ein geborener Cicero bezüglich der Gewandtheit und Ausdrucksweise. Die Schärfe des Denkens und die Beweiskraft der Argumente lassen allerdings sehr viel zu wünschen übrig. Sogenannte Palaver abzuhalten, in denen Streitigkeiten und Rechtsprozesse oder allgemeine Stammesangelegenheiten verhandelt werden, erscheint fast als ein Lebensbedürfnis für die Schwarzen. Die ganze Ortsbevölkerung, einschliesslich der Weiber, ist auf dem Palaverplatz bei der Wohnung des Häuptlings versammelt. Die Versammlung sitzt um einen grossen, rechteckigen, freien Platz herum, in welchen die Redner hervortreten. Nur freie und angesehene Männer dürfen natürlich das Wort ergreifen. Es werden lange und oft sehr animierte Reden gehalten, welche man mit musterhafter Ruhe anhört, worauf dann erst Beifallbezeugungen oder das Gegenteil laut werden. Hat eine Anzahl von Rednern gesprochen, so tritt endlich der Häuptling hervor und hält meist eine sehr lange und bewegte Rede, die mit dem ausdrucksvollsten Pathos gesprochen wird. Eine bilderreiche, Vergleiche liebende Ausdrucksweise mit oft sehr treffenden Einfällen kommt hier zur Geltung und lässt den allfällig anwesenden Weissen bedauern, derartigen oratorischen Leistungen nicht folgen zu können. Allen, sei es Häuptling oder Sklave, Greis oder Jüngling, kommt im Verkehr mit anderen ein gewisses schauspielerisches Talent zugute, welches dem Neger in allen Lagen des Lebens gestattet, seine Gesichtsmuskeln zu beherrschen.

Merkwürdigerweise zeigt der Neger wenig Sinn für Zahlen. Dies geht so weit, dass selbst in halb zivilisierten Gegenden kaum einer sein Alter anzugeben imstande ist, während beispielsweise die Azteken in Mexiko einen Kalender konstruiert haben, der den griechischen an Genauigkeit weit übertrifft, kennen die Negervölker nur eine ganz unvollkommene Zeitrechnung. Dies schliesst aber nicht aus, dass der Neger, namentlich im Handelsverkehr mit den Fremden, grosse Fin-

digkeit und List zeigt. Kraft ihres Gedächtnisses können diese Leute, von denen manche Summen umsetzen, wie manches respektable Geschäft bei uns, alle die zahlreichen Einzelheiten ohne Aufzeichnungen im Kopfe behalten. Selbst bei Dingen, welche vor Jahren geschehen sind, wissen sie noch genau jeden Posten, und wenn sehr häufig Zank und Streit vorkommt, so liegt dies weniger an der Mangelhaftigkeit des Gedächtnisses, als an dem Bestreben, zu übervorteilen. Gerade dieser letztere Zug zeigt uns so recht die Beschränktheit des Negers, aus der das Misstrauen, die Quelle der List, leicht zu erklären ist.

Die Beschränktheit des Negers offenbart sich andererseits darin, dass er alles, was über die Kapazität seiner Geisteskräfte hinausgeht, d. h. was er nicht im täglichen Leben mit eigenen Augen geschaut hat, dem anderen unbedingt glaubt. Über das unmittelbar Gesehene durch Schlüsse hinauszugehen und sich über das von anderen Gehörte selbst eine bestimmte Meinung zu bilden, ist nicht des Negers Sache. Daher findet selbst das Unsinnigste und Lächerlichste beim Neger Glauben und der erste beste Betrüger, der es versteht, seine Phantasie gefangen zu nehmen, vermag ihn zum Spielballe seines Willens zu machen.

Oft ist der Neger selbst bei den einfachsten, geschweige denn bei wichtigeren Vorkommnissen nicht imstande, einen Entschluss zu fassen. Dies trifft aber nicht etwa allein bei Dingen zu, welche ihm zum Nachteil gereichen, sondern auch bei Angelegenheiten, welche zu seinem Vorteile ausschlagen müssen. Weder bei physischen, noch bei geistigen Anstrengungen vermag der Neger seine ganze Kraft in einem gegebenen Augenblick rasch zu sammeln und zu solcher Tat zu schreiten, welche schnelle Ausführung verlangt. Dies gibt ihm ein Gefühl der Unsicherheit und Beschämung, zumal den Weissen gegenüber und zwingt ihn unwillkürlich schon zur Anerkennung von dessen geistiger Überlegenheit.

Die Mehrzahl dieser an einzelnen Individuen gemachten Erfahrungen werden auch durch die Geschichte der Neger im allgemeinen bestätigt. Seit uralten Zeiten mit höherstehenden Rassen verkehrend haben die Eingeborenen Afrikas es da und dort in der sogenannten äusseren Kultur, deren Formen blosse Produkte der Nachahmung sein können, ziemlich weit gebracht; sie haben sich aber nie zu einer selbständigen, höheren Kultur erhoben. In allem, wo es auf die Initiative ankommt, sind sie immer von den entwickelteren Rassen abhängig gewesen. Gleich dem unselbständigen Kinde wurden und werden sie stetsfort von anderen geleitet.

Dem entspricht auch die sehr geringe Erfindungsgabe der Neger, woraus sich — in Verbindung mit der körperlichen und geistigen Passivität — die Unfähigkeit dieser Rasse, fremde Einflüsse dauernd aufzunehmen, umzugestalten und Neues zu produzieren, einigermassen erklärt. So sehen wir denn, wie bereits betont, dass der Kulturbesitz der afrikanischen Neger fast ausnahmslos nicht in Afrika erfunden, sondern nach Afrika eingeführt worden ist und dass derart aufoktroyierte Kulturen nicht etwa weiter fortentwickelt werden, sondern verkümmern und verarmen. Wenn man bedenkt, dass andere Rassen unter denselben oder noch ungünstigeren klimatischen und materiellen Verhältnissen, z. B. die Indianer in Mexiko und in Peru, es zu einer eigenartigen, hochentwickelten Kultur gebracht haben und dies ohne jedes Zutun der Weissen; dass ferner gelbe Volksstämme, wie die Javaner und vor allem die Japaner, unter Beeinflussung und Benützung der europäischen wirtschaftlichen Kultur ihre eingeborene Kultur ausgebildet haben, so kann man nicht umhin, eine gegenüber anderen Menschenvarietäten viel geringere geistige Begabung der Negerrasse anzunehmen.

Eine besondere Erwähnung erheischt noch die Tanz- und Musikfreude der Neger. Die Tänze werden in der Regel bei Vollmond unter dem Getöse der Trommel aufgeführt. Man unterscheidet gewöhnlich Kriegstänze und erotische Tänze, wobei die meisten Schriftsteller nicht genug Worte des Tadels für die letzteren finden. Ich habe sehr oft derartigen Tanzfesten beigewohnt und halte die Sache für gar nicht so schlimm. Diese Tänze sind eben negerhaft, ländlich-sittlich und im Grunde genommen sind ja die Tänze aller Völker und Zeiten mehr oder weniger erotisch. Mehr Belang hat die Kontroverse über die Negermusik. Schon Waitz macht darauf aufmerksam, dass die Neger unter allen Kulturvölkern die bedeutendste Begabung und die entschiedenste Vorliebe für Musik haben. Und Oscar Peschel (VI. Aufl., S. 512) erwähnt als einzige Erfindungsgabe der Neger die Marimba, ein Musikwerkzeug aus hohlen Kürbissen, die abgestuft nach der Grösse auf einem Reifen befestigt werden, den der Künstler an einem Riemen trägt. Mit Hammerschlägen setzt er die Schalen in Schwingung und entlockt den grösseren tiefere, den kleineren höhere Töne.

Der kaum einige Jahrzehnte bestehende Kontakt der innerafrikanischen Neger mit den Weissen hat bereits genügt, die einheimischen Gesänge mancherorts zurückzudrängen, um europäischen Liedern und Tingeltangelweisen Platz zu machen. Auf diese charakteristische Tatsache hat Emil Torday zuerst hingewiesen in seinen

Mitteilungen über die Gesänge der Baluba am Moerosee. Die Soldaten der verschiedenen Völker, die sich in den Besitz Mittelafrikas geteilt haben, bringen überall hin ihre heimischen Weisen mit und lehren sie die Schwarzen. Ein schlagendes Beispiel dafür ist der Gesang „o Lupembe“, der an den Stanley-Falls zu Ehren des dort residierenden belgischen Majors Lothaire entstand und heute durch das ganze Gebiet des Kongostaates gesungen wird. Es ist sehr schwer, die einheimischen Melodien noch zu sammeln und der Europäer hört sie gewöhnlich nur auf der Reise, wobei übrigens meistens Marschlieder gesungen werden. Sie bestehen stets aus einem Rezitativ mit nachfolgendem Chor und werden von dem Mann improvisiert, welcher die kräftigste Stimme hat, keineswegs immer die beste. Doch gibt es einige durch ihren schlagenden Witz bekannte Sänger, denen dann von selbst die führende Rolle unter den Karawansängern zufällt. Der Europäer, zu welchem die Karawane gehört, ist meistens der Gegenstand des Gesanges und alle möglichen Ehren werden auf ihn gehäuft. Ist er auch der friedliebendste Mann, so erscheint er doch in den Gesängen als fürchterlicher Krieger, der Hunderte schon getötet hat; ist er auch spindeldürr, so wird er doch als Koloss geschildert; er hat Löwen, Elefanten erschlagen, er isst für zwei und trinkt für drei und hat einen ganzen Haufen Weiber. Auch hat er alle Länder schon durchreist. Übertreibung ist stets die Hauptsache.

Torday hebt hervor, dass die Harmonisation der Chöre stets tadellos sei, und wenn einer falsch singe, er von den Kameraden gleich verbessert werde. Man findet fast nur Tenorstimmen von geringem Umfange unter den Schwarzen. Baritone sind sehr selten und Torday hat niemals einen echten Bass gefunden, ebensowenig kennt er ein Negerweib, das eine schöne Stimme hätte. Sie singen alle in der Kehle, Brusttöne kennen sie nicht. Die Tage der einheimischen Gesänge scheinen, wie oben bemerkt, gezählt zu sein, da die Zivilisation sie fortfeht. Der Koch Tordays, welcher bei Missionaren erzogen worden war, sang den ganzen Tag über Gounods „Ave Maria“ und Haydns „Tantum ergo“, und die Soldaten bringen Gassenhauer und Tingeltangellieder, welche die alten Negergesänge verdrängen. Übrigens sei hier bemerkt, dass die Kongoneger — im Gegensatz zu den stimmbegabten Hottentotten — im allgemeinen kräftige und laute, aber unschöne, klanglose Stimmen haben sollen.

Kultivationswirtschaftlich interessiert uns namentlich die Tatsache, dass der Neger in der Regel stark und muskulös gebaut ist.

Was die physische Arbeitsfähigkeit anbelangt, so ist die Negerrasse zweifellos im heissen Klima die stärkste. Es sei mir gestattet, auch zu dieser Frage den ältesten deutschen „Afrika-Professor“, E. Pechuel-Loesche, sich äussern zu lassen:

„An Körperkräften stehen die Leute schwerlich hinter Europäern zurück; es gibt unter ihnen Personen genug, die sich zu Athleten ausbilden könnten. Aber sie lieben es gar nicht, sich anzustrengen. Wenn sie Kraftstücke nachmachen sollen, stellen sie sich recht ungeschickt an, etwa wie unsere Rekruten bei Turnübungen. Im Heben von Lasten nehmen sie es mit uns auf. Aber ein Gewicht mit steifem Arm zu halten, Ziehklimmen auszuführen, einen mächtigen Schlag zu tun, das vermögen sie nicht. Sie sind nicht geübt. Dagegen sind sie uns weit überlegen an Ausdauer in steter Bewegung. Entfernungen spielen, wie die Zeit, in ihrem Leben überhaupt keine Rolle. Ein Eilbote läuft in kurzem Trabe mit etwa 150 Schritt in der Minute mehrere Stunden lang ununterbrochen, ohne ausser Atem zu kommen. Träger mit unhandlichen Lasten von 25—30 kg, die sie hauptsächlich auf dem Kopfe, abwechselnd auf den Schultern, nie auf dem Rücken tragen, gehen in aufrechter Haltung und federnden Schritten einen halben Tag und noch länger rüstig vorwärts. Dabei schwatzen, scherzen und lachen sie sogar auf unwegsamen Pfaden, in bergigem Gelände, als ob ihre Lungen die Anstrengung gar nicht spürten.“

Die Muskulatur der Neger ist merkwürdigerweise in der Regel schwächer als bei normal entwickelten Weissen, wie auch das mittlere Gewicht des Negers beträchtlich geringer ist, als das unsrige. Die Haut ist von dickerer Struktur als beim Weissen; sie fühlt sich stets sammetartig und kühl an, zeigt keine Behaarung und hat eine eigentümliche, oft widerlich riechende Ausdünstung. Bemerkenswert ist, dass die Haut auf der inneren Seite der Hand bedeutend härter und unempfindlicher als beim Weissen zu sein pflegt, von den geradezu lederartigen Fusssohlen gar nicht zu sprechen. Die Farbe der Haut ist dunkel vom tiefsten ebenholzschwarz durch braun bis zum schmutzigen ledergelb; das Haar, welches in der Regel nur am Kopfe, seltener am Kinn und noch seltener oberhalb der Lippen zu wachsen pflegt, ist schwarz, kraus und kurz. Wie alt der Neger durchschnittlich wird, ist sehr schwer zu bestimmen, da er selbst nie sein Alter anzugeben imstande ist.

